

dtv

Kurz nach dem Militärputsch in Buenos Aires 1976 taucht ein regimekritischer Anwalt mit seiner Familie in einem abgelegenen Landhaus unter. Was für die Eltern gefährliche Überlebensnotwendigkeit ist, wird für die beiden Söhne zum grandiosen Abenteuer mit Geheimcodes und Doppelleben. Nicht der blutige Putsch steht im Mittelpunkt dieses Romans, sondern die Veränderungen, die sich für die Familie in der Diktatur ergeben. Figueras erzählt aus Sicht des damals zehnjährigen Sohnes, Deckname Harry, von Bedrohung und Spiel. Ein Brettspiel, bei dem man versuchen muss, die Welt zu erobern, wird für den Jungen und seinen Vater zum Sinnbild der eigenen Lage. Hoffnung besteht, weil sich das kleine Land Kamtschatka auf dem Spielfeld erfolgreich gegen die Übermacht feindlicher Armeen verteidigen kann. – Ein tragikomischer Roman voll existentieller Kraft.

»Das Schönste an Kamtschatka ist, dass es dem Autor gelingt, kaum von Politik und Gewalt zu sprechen, und gleichzeitig beides mit Zärtlichkeit, Humor und unendlicher Traurigkeit eindrücklich zu vermitteln.« *El País*

Marcelo Figueras, geboren 1962 in Buenos Aires, arbeitete als Journalist für verschiedene Zeitungen, etwa für ›Clarín‹, und als Redakteur der Zeitschrift ›Viva‹. Er veröffentlichte Kurzgeschichten und Romane und schrieb mehrere Drehbücher, darunter auch das für ›Kamtschatka‹. Der Kinofilm bekam auf der Berlinale 2003 hymnische Kritiken und wurde als bester ausländischer Film für den Oscar nominiert.

Marcelo Figueras

Kamtschatka

Roman

Aus dem Spanischen
von Sabine Giersberg

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Marcelo Figueras ist im
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Das Lied von Leben und Tod (13924)

Die Übersetzung aus dem Spanischen wurde
unterstützt durch die Gesellschaft zur Förderung
der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika e. V.
in Zusammenarbeit mit der Kulturstiftung

PRO HELVETIA.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



4. Auflage 2012
2008 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags
© 2003 by Edition Alfaguara, Madrid
Titel der Originalausgabe: »Kamtschatka«
© 2006 Nagel & Kimche
im Carl Hanser Verlag München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer
Umschlagfoto: Corbis/zefa/Hugh Sitton
Satz: Filmsatz Schröter, München
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13672-3

It is not down in any map;
true places never are.

Herman Melville, *Moby Dick*

Now is greater
than the whole of the past.

REM, *Reveal*

Erste Stunde: Biologie

f.: Wissenschaft von der belebten Natur

1. Das Abschiedswort

Das Letzte, was Papa zu mir sagte, das letzte Wort, das ich aus seinem Mund hörte, war Kamtschatka.

Er gab mir einen Kuss, kratzte mich dabei mit seinem Dreitagebart und stieg in den Citroën. Das Auto fuhr auf der sich schlängelnden Straße davon. Lange sah ich einer grünen Blase hinterher, die hinter den Hügeln verschwand und wieder auftauchte und immer kleiner wurde, bis ich sie nicht mehr sah. Ich blieb eine Weile stehen, den Karton mit dem TEG-Spiel unter dem Arm, bis Großvater die Hand auf meine Schulter legte und sagte, lass uns nach Hause gehen.

Das war alles.

Wenn es sein muss, kann ich noch etwas mehr erzählen. Großvater sagte immer, der liebe Gott steckt im Detail. Er sagte auch andere Dinge, zum Beispiel, was Piazzolla mache, sei kein Tango, und es sei genauso wichtig, sich die Hände vor dem Pinkeln zu waschen, wie danach, denn man wüsste ja nie, was man angefasst hat, aber ich glaube, das gehört nicht hierher.

Der Abschied fand in einer Tankstelle an der Ruta 3 statt, wenige Kilometer von Dorrego entfernt, im Süden der Provinz Buenos Aires. Papa, Großvater und ich frühstückten in der nahe gelegenen Bar, es gab Milchkaffee und Croissants, die Steinguttassen waren so riesig wie Töpfe und trugen das Logo der staatlichen Ölgesellschaft. Mama war auch dabei, aber sie verbrachte die meiste Zeit auf der Toilette. Sie hatte sich den Magen verdorben und konnte nicht einmal mehr Flüssiges bei sich behalten. Und mein kleiner Bruder, genannt der Zwerg, schlief, alle viere von sich gestreckt, auf

dem Rücksitz des Citroën. Er strampelte im Schlaf ununterbrochen mit Armen und Beinen, als wolle er sein Recht als Gebieter über den gesamten grenzenlosen Raum einfordern.

Ich bin zu dem Zeitpunkt zehn Jahre alt. Ich sehe ganz gewöhnlich aus, bis auf das rebellische Haar vielleicht, das immer wieder senkrecht von meinem Kopf absteht wie ein Ausrufezeichen. Es ist Frühling. Der Oktober erstrahlt in der südlichen Hemisphäre in goldenem Licht und macht den heutigen Tag zu etwas Besonderem. Die Luft ist voll von diesen herumfliegenden Samen, die wir in Argentinien *Panaderos*, «Bäcker», nennen, nächtliche Sterne, die ich in meiner Hand festhalte und dann mit einem Pusten freilasse, um ihnen die Suche nach geeignetem Boden zu erleichtern.

(Der Satz «die Luft ist voll von *Panaderos*» hätte dem Zwerg gefallen. Allein bei der Vorstellung von kleinen, wie Seifenblasen umherschwebenden Männchen mit weißer Schürze und mehlbestäubter Mütze hätte er sich vor Lachen auf dem Boden gekugelt.)

Ich erinnere mich sogar noch an die Leute an der Tankstelle. Der Tankwart, ein dicker Kerl mit Schnauzbar und dunklen Flecken unter den Achseln. Der Fahrer des Ika, der ein Bündel Scheine, groß wie Bettlaken, auf dem Weg zur Toilette abzählte. (Ich korrigiere mich, Händewaschen vor dem Pinkeln ist genauso wichtig wie danach.) Und da war der Typ mit Rucksack, der auf seinem Trip zum Abenteuer der Landstraße den Parkplatz überquerte, mit Prophetenbart und klapperndem Blechgeschirr, das wie ein Armen-sünderglöcklein ertönte.

Das Mädchen hört mit dem Seilspringen auf, um den Kopf unter den Wasserhahn zu halten. Jetzt wringt sie ihre Haare auf dem Rückweg aus, Wasser tropft auf den Boden, plitsch, platsch. Die Tropfen verschwinden sekundenschnell

im Boden. Sie versickern in den mineralischen und organischen Teilchen der Erde, dem Gesetz der Schwerkraft gehorchend; sie nutzen Raum, wo gar keiner zu sein scheint, sie lassen die Fetzen ihrer eigenen Seele zurück und schenken diesen Teilchen Leben, während sie ihres verlieren, auf dem Weg zum glühenden Herzen des Planeten, zu dem Feuer, wo die Erde noch dem ähnelt, was sie war, als sie entstand. (Im Grunde ist man immer, was man war.)

Das Mädchen beugt sich anmutig vor mir zu Boden. Einen Moment lang denke ich, sie verneigt sich. Aber sie hebt nur ihr Seil auf. Sie fängt wieder an zu springen, im perfekten Rhythmus durchschneidet sie die Luft, hepp hepp, und zeichnet die Grenze der Blase, in der sie sich einschließt.

Papa öffnet die Tür der Bar und lässt mich eintreten. Großvater sitzt drinnen und wartet auf uns. Sein Löffel löst im Milchkaffee einen Wirbel aus.

Manchmal gibt es in der Erinnerung Variationen. Manchmal steigt Mama nicht aus dem Citroën aus, bis wir aus der Bar kommen, weil sie etwas auf die Jockey-Zigaretten-schachtel kritzelt. Manchmal laufen die Zahlen an der Zapfsäule rückwärts statt vorwärts. Manchmal überholt uns der Typ mit dem Rucksack und hält den Daumen schon bei unserer Anfahrt raus, als könne er es nicht erwarten, die Welt zu entdecken, die er noch nicht gesehen hat, und ihre Rettung mit Blechgeschepper anzukündigen. Die Veränderungen beunruhigen mich nicht. Ich bin daran gewöhnt. Sie beweisen, dass ich etwas sehe, was ich vorher nicht gesehen habe; sie beweisen, dass ich nicht genau der bin, der ich war, als ich mich das letzte Mal erinnerte.

Die Zeit ist ein seltsames Phänomen. Das ist offenkundig. Oft glaube ich, dass alles gleichzeitig geschieht. Das ist alles andere als offenkundig und noch seltsamer. Wer sich damit brüstet, nur in der Gegenwart zu leben, tut mir ein

wenig leid, wie der, der den Kinosaal betritt, wenn der Film schon angefangen hat, oder der, der eine Cola light trinkt – er verpasst das Beste. Ich glaube, die Zeit funktioniert wie das Einstellen eines Radios. Die meisten Leute stellen gern einen Sender ein, den sie deutlich und ohne Störungen empfangen können. Aber das heißt noch lange nicht, dass man nicht zwei oder mehr Sender miteinander hören kann; Synchronie ist nicht unmöglich. Bis vor kurzem hielt man es für unmöglich, dass zwischen zwei Atome ein Universum passt, heute ist man da nicht mehr so sicher. Warum soll man die Idee verwerfen, dass man im Zeitradio die Geschichte der Menschheit simultan hören kann?

Das Alltagsleben lässt uns in der Hinsicht viele Dinge erahnen. Wir spüren, dass in uns all diese Ichs nebeneinander existieren, die wir waren (und sein werden?). Wir bewahren in uns das Wesentliche jenes unschuldigen, egoistischen Kindes und sind zugleich der sinnliche und bis zur Unvernunft großzügige Jugendliche. Wir sind der, der mit beiden Beinen auf dem Boden steht und seinen Traum nicht vergisst, und am Ende sind wir der alte Mann, für den Gold nur ein Metall ist; der an Sehkraft verloren und an Weitsicht gewonnen hat. Wenn ich mich erinnere, klingt meine Stimme, als wäre ich wieder zehn Jahre alt, und manchmal klingt sie, als spräche ich als Siebzigjähriger, der ich noch nicht bin; gleichzeitig klingt sie auch wie meine heutige, so alt, wie ich heute bin ... oder zu sein glaube. All diejenigen, die ich war, bin und sein werde, befinden sich in einem ständigen Dialog und verändern sich gegenseitig. Dass meine Vergangenheit und meine Gegenwart sich verbünden, um meine Zukunft festzulegen, hört sich wie eine grundlegende Wahrheit an, aber ich habe den Verdacht, meine Zukunft und meine Gegenwart sind in der Lage, dasselbe mit meiner Vergangenheit zu tun. Von Mal zu Mal, wenn ich mich er-

innere, spricht und handelt der, der ich war, mit größerer Eleganz, als würde er mit jedem neuen Versuch die Figur besser verstehen.

Die Zahlen meiner Zapfsäule fangen an rückwärts zu laufen. Ich kann sie nicht anhalten.

Großvater sitzt wieder in seinem Lieferwagen, kurz vor der Abfahrt, und trällert seinen Lieblingstango: *Sag, bei Gott, was hast du mir gegeben, dass ich mich selbst nicht wiederkenn.*

Papa beugt sich zu mir herab und flüstert mir das Abschiedswort ins Ohr. Ich spüre wie damals die Wärme seiner Wange. Er küsst mich und kratzt mich zugleich.

Kamtschatka.

Ich heiße nicht Kamtschatka, aber ich weiß, wenn er das Wort ausspricht, denkt er an mich.

2. All things remote

Das Wort Kamtschatka klingt seltsam. Meine spanischen Freunde finden es unaussprechlich. Jedes Mal, wenn ich es verwende, zeigen sie sich gnädig, so als würden sie mit einem guten Wilden kämpfen. Sie schauen mich an und sehen Queequeg vor sich, den tätowierten Mann aus Melvilles Buch, der die Statue eines entstellten Gottes anbetet. Wie interessant wäre es, wenn *Moby Dick* von Queequeg erzählt würde. Aber die Geschichten werden von den Überlebenden geschrieben.

Ich kann mich nicht daran erinnern, zu irgendeiner Zeit nichts von Kamtschatka gewusst zu haben. Anfangs war es ein Land unter vielen anderen, das ich bei meinem Lieblingsspiel, TEG, Taktiken und Strategien des Krieges, er-

obern wollte. Das Epische des Spiels übertrug sich auf den Namen dieses Ortes, aber meine Ohren schworen, der Name klang nach Ruhm. Irrte ich mich, oder klang Kamtschatka wie Schwertklingen, die sich kreuzen?

Ich gehöre zu denjenigen, die sich seit eh und je zu fernem Dingen hingezogen fühlen, wie Ismael aus *Moby Dick*. Die Entfernung bestimmt die Dimension des Abenteurers, in das man aufbrechen will, je weiter weg der Gipfel, umso größer der erforderliche Mut. Auf dem Spielbrett des TEG liegt mein Heimatland Argentinien ziemlich weit unten und ziemlich weit links. Kamtschatka hingegen liegt ziemlich weit oben und ziemlich weit rechts, knapp unter der Windrose. In den ebenen Dimensionen dieses Universums war Kamtschatka der fernste Ort, den ich kannte.

Wenn wir spielten, war niemand an Kamtschatka interessiert. Die Nationalisten begehrten Südamerika, die Karrieristen Nordamerika, die Kultivierten träumten von Europa, und die Pragmatiker ließen sich in Afrika oder Ozeanien nieder, die leicht zu erobern und noch leichter zu verteidigen waren. Kamtschatka lag in Asien, das viel zu groß und daher schwer zu kontrollieren war. Und zu allem Überflus war es nicht einmal ein echtes Land: Es existierte als unabhängige Nation nur auf der ungewöhnlichen Karte des TEG, und wer sollte ein Land wollen, das es nicht gab?

Kamtschatka blieb für mich übrig, ich hatte immer schon ein großes Herz für die Missachteten. Kamtschatka hallte wie die Trommeln eines verborgenen, barbarischen Reiches, das mich zu sich rief, um mich zum König zu machen.

Damals wusste ich nichts von dem echten Kamtschatka, der eisigen Zunge, die Russland dem Pazifik zeigt, um sich über seine Nachbarn auf der anderen Seite des Meeres lustig zu machen. Ich wusste nichts von seinem ewigen Schnee und den Hunderten Vulkanen. Ich wusste nichts von dem

Mutnovsky-Gletscher und von seinen Seen mit dem rostigen Wasser. Ich wusste nichts von den wilden Bären oder den Fumarolen und den Gasblasen, die sich wie Krötenkröpfe auf der Oberfläche ihrer Thermalwasser aufblähten. Es genügte mir, dass es die Form eines Maurensäbels hatte und unzugänglich war.

Papa wäre überrascht, wenn er wüsste, wie sehr das echte Kamtschatka dem Land meiner Träume ähnelt. Eine eisige Halbinsel, die zugleich das Gebiet mit der größten Vulkanaktivität auf der Erde ist. Ein Horizont himmlischer, fast unberührbarer, in Schwefeldämpfe gehüllter Gipfel. Kamtschatka ist das extreme, paradoxe Reich; eine Übung im Widerspruch.

3. Ich verliere meinen Onkel

Auf dem Brett des TEG täuscht die Entfernung zwischen Kamtschatka und Argentinien. Würde man die flachen Dimensionen auf einen Globus übertragen, würde dieser unüberwindliche Weg zu einem Katzensprung. Man muss nicht die ganze bekannte Welt durchqueren, um von einem Ort zum anderen zu kommen. Kamtschatka und Amerika sind so weit voneinander entfernt, dass sie sich fast berühren.

Genauso sind der Abschied an der Tankstelle und der Anfang meiner Geschichte zwei Enden, die sich übereinander schieben; man sieht das eine im anderen. Die Oktobersonne verschmilzt mit der Aprilsonne, der eine Morgen legt sich über den anderen. Man vergisst leicht, dass die eine Sonne die Ankündigung des Sommers ist und die andere die seines Abtritts von der Bühne.

In der südlichen Hemisphäre ist der April ein Monat der Extreme. Der Herbst beginnt und mit ihm die Kälte. Aber die Windböen sind nur von kurzer Dauer, und die Sonne setzt sich wieder durch. Die Tage sind noch lang. Viele von ihnen wirken, als hätte man sie dem Sommer gestohlen. Die Ventilatoren leisten letzte Dienste, und die Leute flüchten sich in dem Versuch, schneller zu sein als der Wind, am Wochenende an den Strand.

Bei seiner Amtseinführung im April 1976 unterschied er sich nicht von allen anderen vor ihm. Ich war gerade in der sechsten Klasse und kämpfte mit Stundenplänen und Bücherlisten. Ich hatte viel zu viel Schulzeug dabei und protestierte gegen die Platzverteilung im Klassenzimmer, da ich viel zu nah am Tisch von Fräulein Barbeito saß.

Aber einiges war dennoch anders. Der Militärputsch zum Beispiel. Obwohl Mama und Papa nicht viel darüber sprachen (sie schienen weniger Wut oder Niedergeschlagenheit als vielmehr Unsicherheit zu verspüren), war es doch offensichtlich, dass die Lage ernst war. Unterdessen waren mein Onkel und meine Tante wie durch Zauberhand verschwunden.

Bis 1975 war mein Zuhause im Viertel Flores offen für viele Gäste, die zu jeder Tages- und Nachtzeit kamen und gingen, laut redeten und lachten und mit der Faust auf den Tisch schlugen, um einem Satz den nötigen Nachdruck zu verleihen. Sie tranken Mate und Bier, sangen Lieder, spielten Gitarre und legten die Füße auf den Sessel, als hätten sie schon immer bei uns gelebt. Die meisten hatte ich nie zuvor gesehen und später auch nicht mehr wiedergetroffen. Wenn sie kamen, stellte Papa uns jeden einzeln vor. Onkel Eduardo. Onkel Alfredo. Tante Teresa. Onkel Mario. Onkel Daniel. Wir konnten uns die Namen nicht merken, aber das war auch nicht notwendig. Nach einer Weile ging der Zwerg

ins Esszimmer und sagte ganz unschuldig: «Onkel, gibst du mir Cola?» Und dann standen etwa fünf auf, um ihn zu bedienen, und er kam mit den übervollen Gläsern ins Zimmer zurück, pünktlich zu *The Saint*.

Ende 75 nahm die Zahl der Onkel und Tanten ab. Es kamen immer weniger. Außerdem sprachen sie jetzt leiser und sangen und lachten auch nicht mehr. Papa gab sich nicht einmal mehr die Mühe, sie uns vorzustellen.

Eines Tages teilte er mir mit, dass Onkel Rodolfo gestorben sei, und ich solle ihn zur Totenwache begleiten. Ich wusste nicht, wer Onkel Rodolfo war. Trotzdem ging ich mit, weil er sagte, er wolle, dass ich – und nicht der Zwerg – ihn begleitete; das kam einer Anerkennung meiner privilegierten Stellung als ältester Sohn gleich.

Es war meine erste Totenwache. Onkel Rodolfo lag hinten in einem Sarg, und drei oder vier Räume waren voller wütender, aufgebrachter Leute, die Kaffee mit viel Zucker tranken und wie die Schlote rauchten. Ein Stein fiel mir vom Herzen, denn ich kann jammernde Leute nicht ausstehen, und ich hatte mir vorgestellt, eine Totenwache sei eine Versammlung von Heulsusen. Ich erinnere mich, dass Onkel Raymundo auf uns zukam (ich kannte ihn nicht; Papa stellte ihn mir dort vor) und mich nach der Schule fragte und danach, wo ich wohnte, und ich log, ohne darüber nachzudenken. «Ich lebe in der Nähe von La Boca», sagte ich. Warum weiß ich nicht.

Aus purer Langeweile ging ich zu dem Sarg und stellte fest, dass ich Onkel Rodolfo kannte. Seine Wangen waren eingefallen, und sein Schnauzbart war ein wenig üppiger, vielleicht wirkte es auch nur so, weil sein Körper dünner war und im Tod so förmlich wirkte, vielleicht lag das auch nur an dem Anzug und dem Hemd mit dem hohen Kragen, aber es war Onkel Rodolfo, ohne jeden Zweifel. Er war einer der

wenigen, die zwei- oder dreimal bei uns gewesen waren, und er hatte sich bemüht, nett zu uns zu sein. Bei seinem letzten Besuch schenkte er mir ein Trikot von *River Plate*. Als wir von der Totenwache zurückkehrten, sah ich in meinem Schrank nach, und dort lag es, in der zweiten Schublade hinten.

Ich fasste das Trikot nicht einmal an. Ich schloss die Schublade und strich es aus meinem Gedächtnis, zumindest bis ich eines Nachts träumte, das Trikot käme von allein aus dem Schrank, kröche zu meinem Bett, schlänge sich um meinen Hals und würge mich. Ich hatte diesen Traum mehrmals. Jedes Mal, wenn ich erwachte, fühlte ich mich wie ein Trottel. Wie sollte mich ein Trikot von *River* würgen, mich, einen Fan des Teams?

Es gab noch andere Zeichen, aber keines, das so unheilverkündend war. Die Angst schien sich bei mir zu Hause, in meiner Schublade, eingeknistet zu haben, fein säuberlich gefaltet und frisch duftend zwischen den Socken und Strümpfen.

Ich habe Papa nie gefragt, wie Onkel Rodolfo gestorben ist. Das war nicht notwendig. Niemand stirbt mit dreißig aus Altersgründen.

4. Ein unangenehmer Patriarch

Meine Schule hieß Leandro N. Alem, wie der Herr, der uns von einem finsternen Gemälde aus ermahnte, wenn wir das Büro des Direktors betraten, um uns unsere Strafe abzuholen. Es war ein altes Gebäude an der Ecke Yerbal und Fray Cayetano gegenüber der Plaza Flores im Herzen eines der ältesten Viertel von Buenos Aires. Es hatte zwei um

einen Patio mit einer Glaskuppel herumgebaute Stockwerke und eine abgenutzte Marmortreppe, die von den vielen Generationen zeugte, die dort ihren Aufstieg in die hehren Sphären des Wissens begonnen hatten.

Es handelte sich um eine städtische Schule, das heißt, sie stand allen offen. Durch die Zahlung eines geringen monatlichen Betrages hatte jeder Zugang zu dem Unterricht in zwei Schichten, er bekam am Vormittag ein Sandwich und konnte anschließend an den sportlichen Aktivitäten teilhaben. Die eher symbolische Summe öffnete uns die Tür zu dem Maschinenraum unserer Sprache und der Sprache des Universums, der Mathematik; sie offenbarte uns, an welchem Punkt der Welt wir uns befanden, was es im Norden, Süden, im Osten und Westen gab; was sich unter unseren Füßen regte, im Feuerzentrum der Erde, und über unseren Köpfen; sie entfaltete vor unserem unschuldigen Blick die Geschichte der Menschheit, von der wir damals, ob gut oder schlecht, der momentane Höhepunkt waren.

In diesen Klassenräumen mit hohen Decken und knarrenden Dielen hörte ich zum ersten Mal eine Erzählung von Cortázar, und dort schlug ich den Revolutionären Operationsplan von Mariano Moreno auf. In diesen Klassenräumen entdeckte ich, dass der menschliche Körper eine perfekte Fabrik ist, und ich freute mich, als ich elegant eine Rechenaufgabe löste.

Meine Klasse hätte für jede Kampagne für die Eintracht unter den Menschen als Modell dienen können. Broitman war Jude. Valderrey sprach immer noch mit spanischem Akzent. Talavera hatte schwarze Vorfahren. Chinen war Chinese. Und auch unter denjenigen, die das Ergebnis der üblichen Mischung aus Spaniern, Italienern und Lateinamerikanern waren, gab es deutliche Unterschiede. Einige, wie ich, waren Kinder von Akademikern und andere von

Hilfsarbeitern. Einige lebten wie ich in Eigentumswohnungen und andere zur Miete, oder sie teilten sich mit ihren Eltern ein Zimmer in der Wohnung der Großeltern. Einige studierten wie ich Sprachen und gingen in die Sportklubs, andere halfen ihren Eltern in ihrer Freizeit Radios und Fernseher zu reparieren und kickten Bälle auf irgendeinem freien Feld.

Innerhalb des Klassenraumes verloren die Unterschiede jegliche Bedeutung. Einige meiner besten Freunde (Guidi, zum Beispiel, ein Ass in Elektronik, oder Mansilla, der noch schwärzer als Talavera war und in Ramos Mejía lebte, einem Vorstadtviertel, das sich noch ferner anhörte als Kamtschatka) hatten wenig mit mir oder meinen Lebensumständen gemein. Trotzdem bildeten wir eine perfekte Gemeinschaft.

Morgens trugen wir einen weißen Kittel und am Nachmittag einen grauen, wir tranken Mate in den Pausen, wir schubsten uns gegenseitig weg, um an unser Lieblingsgebäck zu kommen, das der Pedell in einer himmelblauen Plastikwanne brachte. Uns einten die Uniform, die Neugier und die Energie jener Jahre, und der jugendliche Eifer ließ alle Unterschiede verschwinden.

Uns einte auch das Unwissen über N. Alem, den Gründungsvater der Schule. Der Mann ähnelte mit seinem Bart und seinem finsternen Blick Melville. Er schien, vielleicht weil er es müde war, in den zwei Dimensionen des Porträts im Zimmer des Direktors eingesperrt zu sein, auf etwas außerhalb des Rahmens hinweisen zu wollen. Eine einfache Interpretation wäre, Alem weise uns die Zukunft oder den Weg, den wir zu beschreiten hatten. Aber der nervöse Ausdruck, den der Maler in sein Gesicht gelegt hatte, gab eher zu der Vermutung Anlass, dass Alem uns warnte, nicht in die falsche Richtung zu blicken, wir sollten nicht ihn, sondern